

Saving Phoenix. Die Macht der Seelen 2

Roman

Bearbeitet von
Joss Stirling, Michaela Kolodziejcok

1. Auflage 2015. Taschenbuch. ca. 384 S. Paperback

ISBN 978 3 423 71609 3

Format (B x L): 13,6 x 19,1 cm

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Joss Stirling
Saving Phoenix
Die Macht der Seelen 2



Joss Stirling ist das Pseudonym von Julia Golding, die in England sehr erfolgreich Romane für Kinder und Jugendliche schreibt. Sie studierte Anglistik in Cambridge und war schon immer von der Vorstellung fasziniert, dass es im Leben mehr gibt, als man mit bloßem Auge sehen kann. Weitere Bücher von Joss Stirling, siehe Seite 4.

Michaela Kolodziejcok hat Sprachwissenschaften, Publizistik und Amerikanistik studiert, bevor sie mehrere Jahre in einem renommierten Verlag als Lektorin für Kinder- und Jugendbücher tätig war. Seit 2003 arbeitet sie als freiberufliche Lektorin und Übersetzerin. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin.

Joss Stirling

Saving Phoenix

Die Macht der Seelen 2

Roman

Aus dem Englischen von
Michaela Kolodziejcok

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Joss Stirling sind außerdem bei dtv junior lieferbar:
Finding Sky – Die Macht der Seelen 1
Calling Crystal – Die Macht der Seelen 3
Raven Stone – Wenn Geheimnisse tödlich sind

Das gesamte lieferbare Programm
von dtv junior und viele andere
Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



Ungekürzte Ausgabe
2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
© 2011 Joss Stirling
Titel der englischen Originalausgabe: ›Stealing Phoenix‹
2011 erschienen bei Oxford University Press
This translation is published by arrangement with Oxford University Press
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggrafik: Johanna Basford
Gesetzt aus der Berling
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany ISBN 978-3-423-71609-3

Für Rachel Pearson



Kapitel 1

Der Junge schien das perfekte Opfer zu sein. Er stand ganz hinten in der Besuchergruppe, die das Londoner Olympiastadion besichtigte, und seine Aufmerksamkeit galt den Baufahrzeugen, die sich die gewaltige Rampe zum Athleteneingang hinaufschoben, und nicht dem Dieb, der ihn ins Visier genommen hatte.

Das Gebäude war fast fertiggestellt und erinnerte meiner Meinung nach stark an einen gigantischen Suppenteller mit Drahtgeflecht in der Mitte, platziert auf einem grünen Tischtuch. Alles, was jetzt noch auf dem Gelände zu tun blieb, waren die Abschlussbepflanzung und ein allerletztes Handanlegen hier und dort, bevor die Welt zu den Spielen anreisen würde. Mitglieder der Community arbeiteten auf der Baustelle und sie hatten mir gezeigt, wo man am besten an den strengen Sicherheitskontrollen vorbeigelangte. Ich war schon öfter hier gewesen, weil Touristen wie diese Studenten leichte Beute waren. Ich hatte jede Menge Zeit, mein Opfer auszuspähen, und es waren nur wenige Leute da, die mir in die Quere



kommen konnten. Wenn ich einen guten Fang machte, könnte ich den Rest des Tages faulenzten oder mich an meinen Lieblingsplatz in der Bibliothek verkrümmeln und bräuchte keine Angst zu haben, was wohl passieren würde, wenn ich mit leeren Händen nach Hause käme.

Hinter einen Schaufellader geduckt, beobachtete ich meine Zielperson. Das da musste der Typ sein, den ich mir schnappen sollte; alle anderen waren zu klein und er passte auch zu dem Foto, das mir gezeigt worden war. Mit seinen rabenschwarzen Haaren, dem gebräunten Teint und seiner selbstbewussten Körperhaltung sah er nicht aus wie jemand, dem der Verlust des Handys oder der Brieftasche groß zu schaffen machen würde. Vermutlich war er versichert oder hatte Eltern, die einspringen und den Verlust sofort ersetzen würden. Dieser Gedanke tröstete mich, denn ich klaubte keineswegs freiwillig; es war einfach eine Überlebensstrategie. Sein Gesicht war nur zur Hälfte sichtbar, aber er machte irgendwie einen abwesenden Eindruck; er trat von einem Fuß auf den anderen und blickte nicht in dieselbe Richtung wie der Rest der Studenten, die alle aufmerksam den Ausführungen der Fremdenführerin folgten. Das waren doch schon mal gute Voraussetzungen, denn Träumer gaben erstklassige Opfer ab, da sie zu langsam reagierten, um einen auf frischer Tat zu ertappen. Er trug knielange Kaki-Shorts und ein T-Shirt mit dem Aufdruck ›Wri-ckenridge Wildwasser-Rafting‹. Er sah aus, als würde er viel Sport treiben, darum durfte mir kein Fehler unterlaufen. Sollte er mir hinterherjagen, würde ich ihm vermutlich nicht entwischen können.



Ich band die Schnürsenkel meiner abgeranzten Keds zu und hoffte, dass sie nicht ausgerechnet jetzt rissen. Also, wo waren seine Wertsachen? Ich veränderte leicht meine Position und sah, dass er einen Rucksack über der Schulter hängen hatte. Da mussten sie drin sein.

Ich kam vorsichtig aus meinem Versteck heraus und hoffte, dass ich mich in meinen lässigen Jeans-Shorts und dem Tanktop unbemerkt unter die Gruppe mischen könnte. Es waren meine besten und neuesten Klamotten, die ich erst vor einer Woche bei *Top Shop* geklaut hatte. Ein Nachteil meiner Fähigkeit ist, dass ich ganz nah an mein Ziel herankomm, um einen erfolgreichen Coup zu landen. Das ist immer der riskanteste Teil der Aktion. Aber ich war gut vorbereitet und hatte einen Baumwollbeutel mitgebracht, den ich in einer Boutique in Covent Garden eingesteckt hatte. Er gehörte zu der Sorte, die Touristen gern als Andenken kaufen, mit einem ›London Calling‹-Aufdruck in affiger Pseudo-Graffiti-Schrift. Ich war recht zuversichtlich, dass ich als gut betuchte Touristin durchgehen würde, solange man meine Schuhe für ein bewusstes Fashion-Statement hielt, allerdings war ich mir nicht sicher, ob ich es hinkriegte, intelligent genug auszusehen, um zu ihrer Gruppe gezählt zu werden. Meinen Informationen nach waren sie alle Teilnehmer einer Konferenz über Umweltforschung oder irgend so 'nen Schlaubergerquatsch, die an der London University stattfand. Ich hatte nie groß eine Schule besucht; meine Bildung bestand aus dem gelegentlichen Unterricht, den mir andere aus der Community erteilten, und dem, was ich mir selbst in der Bibliothek angelesen hatte. Ich wür-



de also nicht wie eine Studentin der Naturwissenschaften daherquatschen können, sollte mir irgendjemand Fragen stellen.

Ich zog mir das Gummiband aus den Haaren und kämmte mir mit den Fingern ein paar lange dunkle Strähnen ins Gesicht, um auf den Bildern der Überwachungskameras, die überall auf dem Gelände verteilt waren, nicht sofort erkennbar zu sein. Ich pirschte mich an zwei Mädchen heran, die etwa einen Meter von meinem Opfer entfernt standen. Sie trugen Shorts und Tanktops wie ich, aber der leichenblassen Haut der Blondine nach zu urteilen, hatte sie diesen Sommer deutlich mehr Zeit in geschlossenen Räumen verbracht als ich. Die andere hatte drei kleine Ringe im Ohr, weswegen meine fünf Piercings hoffentlich nicht weiter auffielen. Die Mädchen warfen mir einen Seitenblick zu und lächelten.

»Hi, tut mir leid, ich bin zu spät«, flüsterte ich. Man hatte mir gesagt, dass sie sich untereinander nicht besonders gut kannten, da sie erst letzte Nacht für ihre Konferenz angereist waren. »Hab ich irgendwas Spannendes verpasst?«

Das Mädchen mit den Ohrringen grinste mich an. »Wenn du Wildblumenwiesen magst, dann schon. Sie haben auf dem Gelände Unkraut ausgesät, zumindest würde mein Opa es so bezeichnen.« Sie hatte einen breiten Südstaaten-Akzent, der von Zucker und Magnolien troff. Ihr Haar war zu engen Cornrows geflochten, bei deren Anblick ich unwillkürlich ›autsch‹ dachte.

Die Blondine beugte sich zu mir herüber. »Hör nicht auf sie. Es ist total faszinierend.« Sie hatte auch einen



Akzent – Skandinavisch vielleicht. »Sie verwenden für das Dach eine leichte Membran auf Polymerbasis. Ich hab mit dem gleichen Stoff letztes Jahr im Labor rumexperimentiert ... Wird also interessant sein, als wie haltbar sich das Ganze jetzt erweist.«

»O ja, das ist echt ... cool.« Ich war bereits total von ihnen eingeschüchtert: Sie waren eindeutig Genies und schafften es trotzdem, toll auszusehen.

Die Fremdenführerin winkte die Gruppe weiter und wir marschierten die Rampe hinauf ins eigentliche Stadion. Dem Grund meines Hierseins zum Trotz überkam mich das erhabene Gefühl, nun denselben Weg zu nehmen wie schon bald die olympische Fackel. Nicht dass ich jemals die Chance gehabt hätte, am eigentlichen Ereignis teilzuhaben; meine Träume von einer sportlichen Karriere waren nie aus den Startblöcken herausgekommen. Es sei denn, das olympische Komitee würde den verrückten Einfall haben, Diebstahl zur medaillenwürdigen Disziplin zu erklären – dann standen meine Chancen nicht schlecht. Ein geglückter Raubzug war ein unglaublicher Kick, für das geschickte Zugreifen und die unbemerkte Flucht brauchte man mindestens genauso viel Talent wie fürs Im-Kreis-Rennen auf irgend so einer blöden Bahn! Ja, in meiner Disziplin war ich eine Anwärterin auf die Goldmedaille.

Die quietschvergnügte Fremdenführerin schwenkte ihren Schirm als Aufforderung zum Weitergehen und so betraten wir das große Stadion-Oval. Wow! Bis hierhin war ich bei meinen vorherigen Abstechern auf das Gelände noch nie gekommen. In meinem Kopf ertönte der



Jubel der Menge. Reihe um Reihe der leeren Sitze füllte sich mit den Schattengestalten der zukünftigen Zuschauer. Mir war nicht klar gewesen, dass die Zukunft in gleicher Weise Geister bereithielt wie die Vergangenheit, aber ich konnte sie klar und deutlich sehen. Die Energie sickerte durch die Zeit bis zu diesem ruhigen Mittwochmorgen im Juli.

Ich rief mir wieder meinen eigentlichen Auftrag ins Gedächtnis und rückte unauffällig näher an den Jungen heran. Ich konnte ihn jetzt im Profil sehen: Er hatte die Sorte von Gesicht, wie man es in Mädchenzeitschriften sieht, neben irgendeinem umwerfenden Model. Er hatte in puncto gute Gene voll abgesahnt: eine fein geschnittene Nase, lässig frisiertes tintenschwarzes Haar, dunkle Augenbrauen, zum Sterben schöne Wangenknochen. Seine Augen waren hinter einer dunklen Sonnenbrille versteckt, aber ich hätte wetten können, dass sie riesengroß, schokobraun und gefühlvoll waren – o ja, er war zu perfekt, um wahr zu sein, und dafür hasste ich ihn.

Ich ertappte mich dabei, wie ich den Kerl finster musterte, und war von mir selbst überrascht. Warum reagierte ich so auf ihn? Normalerweise empfand ich nichts für meine Opfer, abgesehen von einem leisen Anflug von schlechtem Gewissen, dass ich ausgerechnet sie herausgegriffen hatte. Ich versuchte immer Leute auszuwählen, denen der Verlust nicht so viel ausmachen würde, ein bisschen wie Robin Hood. Es machte mir Spaß, meine reichen Opfer auszutricksen, aber dabei sollte niemand wirklich zu Schaden kommen.

Dieser Coup fiel ein bisschen aus der Reihe, da ich im



Auftrag handelte; es war eher die Ausnahme, dass man mich bat, eine bestimmte Person zu beklaugen, aber ich war froh, dass mein Opfer anscheinend zu der Sorte zählte, die bis zum Anschlag versichert war. Weder er noch ich hatten uns diese Situation ausgesucht, darum war es total irrational, dass ich ihn zu meinem Feind erklärte. Er hatte nichts getan, dass er so was verdiente; er stand einfach nur rum und sah so unbekümmert, frisch und in sich ruhend aus, während ich einfach nur hoffnungslos durch den Wind war.

Die Fremdenführerin quasselte weiter und erläuterte, dass die Bestuhlung so konstruiert worden war, dass man sie später einmal herausnehmen konnte. Was kümmerte mich die Zeit nach Olympia? Ich war davon überzeugt, nicht mal den nächsten Monat zu erleben, geschweige denn die nächsten zehn Jahre.

Ein Flugzeug donnerte im Anflug auf Heathrow Airport über unsere Köpfe hinweg und entstellte mit seiner weißen Spur den klaren Sommerhimmel. Als der Junge den Kopf hob und nach oben schaute, schritt ich zur Tat.

Ich griff nach ihren Mentalmustern ...

Sie schwirrten los wie viele bunte Kaleidoskope, die sich ständig verändern. Und dann ...

... hielt ich die Zeit an.

Na ja, stimmt nicht ganz, aber genauso empfindet es derjenige, auf den meine Macht einwirkt. Tatsächlich lege ich das Wahrnehmungsvermögen lahm, sodass niemand bemerkt, wie die Zeit vergeht – darum brauche ich auch kleine Gruppen in geschlossenen Räumen. Sonst würden womöglich andere Leute mitkriegen, dass

ein Haufen Menschen zu Wachsfiguren erstarrt ist. Es fühlt sich ein bisschen so an, wie wenn man unter Vollnarkose wegdriftet und dann plötzlich wieder aufwacht, zumindest haben es mir so Mitglieder der Community beschrieben, an denen ich meine Fähigkeit mal ausprobiert habe. Die Community ist sozusagen mein Zuhause, auch wenn es da oft eher wie im Zoo zugeht.

Alle in der Community sind Savants: Menschen mit extrasensorischer Wahrnehmung und Begabung. Savants existieren, weil ab und zu ein Mensch mit einer besonderen Gabe geboren wird, einer speziellen Dimension im Gehirn, die ihm erlaubt, Dinge zu tun, von denen andere nur träumen. Einige von uns können Gegenstände mittels Gedankenkraft bewegen – Telekinese; ich habe ein paar kennengelernt, die mitbekommen, wenn man Telepathie benutzt, und es gibt einen Mann, der in deinen Kopf eindringen und dich dazu zwingen kann, seinem Willen zu gehorchen. Die Kräfte der Savants sind ganz verschieden und vielfältig, aber niemand verfügt über eine solche Gabe wie ich. Das fand ich super; es gab mir das Gefühl, etwas ganz Besonderes zu sein.

Die kleine Gruppe von zehn Studenten und die Fremdenführerin erstarrten in ihren Bewegungen, die Hand der Skandinavierin hielt auf halbem Weg durch ihr Haar inne, ein junger Asiate verharrte mitten im Niesen – das ›Ha‹ blieb ohne das ›tschi‹.

Wie krass: Ich kann sogar eine Erkältung stoppen.

Ich durchwühlte schnell den Rucksack meines Opfers und stieß auf eine Goldgrube: Er hatte ein iPad und ein iPhone. Das waren super Nachrichten, denn beides ließ



sich leicht verstecken und hatte einen hohen Wiederverkaufswert, der sich fast auf den Originalladenpreis belief. Mich überkam das bekannte Triumphgefühl und ich musste der Versuchung widerstehen, mit dem Handy ein Bild von ihnen zu schießen, wie sie da alle so standen, eine Gruppe Achtzehnjähriger, die Stopptanz spielten. Aus Erfahrung wusste ich, dass ich meine Siegesfeier mit hämmernden Kopfschmerzen bezahlen würde, wenn ich sie länger als zwanzig oder dreißig Sekunden auskostete. Ich stopfte meine Beute in den Baumwollbeutel und hängte ihm den Rucksack wieder über die Schulter, genau in der gleichen Position wie vorher – ich habe ein Auge für Details. Aber jetzt, wo ich so dicht vor ihm stand und ihn fast umarmte, konnte ich hinter der Sonnenbrille seine Augen erkennen. Mir stockte das Herz, als ich den Ausdruck darin sah. Es war nicht der dumpfe glasige Blick, den meine Opfer normalerweise zeigten; nein, er war sich voll darüber bewusst, was hier passierte, und in seinen Augen brannte Wut.

Er konnte sich doch unmöglich meinen Kräften widersetzen, oder? Das hatte noch niemand geschafft, noch nicht mal die mächtigsten Savants der Community hatten meine Paralyisierungsattacke abwehren können. Ich konzentrierte mich und überprüfte sein Mentalmuster. Es ist mir möglich, Gehirnwellen zu sehen, so wie den Strahlenkranz der Sonne; das ist ein bisschen so, als würde die betreffende Person vor einem runden, ständig farbwechselnden Fenster zu ihrer Seele stehen. Anhand der Farben und Muster erfährt man viel über einen Menschen, erhält sogar Einblicke in seine Sorgen.

Sein Mentalmuster war nicht erstarrt und hatte sich seit meinem Angriff noch mal verändert – kurz vorher hatte es ausgesehen wie ein abstrakter blauer Heiligenschein mit ineinander verwobenen Zahlen und Buchstaben; sein Gehirn regte sich also noch, zwar langsamer, aber er war eindeutig bei Bewusstsein. Der Kranz nahm eine rötliche Tönung an und mein Gesicht tanzte in den Flammen.

Was für eine Scheiße!

Ich ließ den Reißverschluss einfach halb offen stehen und nahm die Beine Richtung Ausgang in die Hand. Ich spürte, wie die Wahrnehmung der Studenten meiner Kontrolle entglitt, viel schneller als sonst, so wie Sand, der einem zwischen den Fingern hindurchrieselt. Ein Teil von mir schrie, dass das nicht möglich sein konnte: Ich verstand mich auf nichts wirklich gut, außer darauf; meine Fähigkeit, den Geist anderer Menschen erstarren zu lassen, war das Einzige, worauf in meinem ganzen chaotischen Leben immer Verlass gewesen war. Ich hatte panische Angst, dass mir das nun irgendwie abhanden kam. In dem Fall wäre ich geliefert. Erledigt.

Mein linker Schuh schlappte mir vom Hacken, als ich aus dem Stadion rannte – der verdammte Schnürsenkel war gerissen. Ich lief auf den Schaufellader zu, hinter dem ich mich vorhin versteckt hatte. Wenn ich es bis dorthin schaffte, könnte ich mich außer Sicht bringen und in der Wildblumenwiese in Deckung gehen. Von da könnte ich zu der Betonröhre robben, mit der ich mein Einstiegsloch zum Baugelände verdeckt hatte.

Ich rutschte aus und verlor meinen Schuh endgültig auf der Rampe, war aber zu panisch, um ihn mir wie-



derzuholen. Sonst machte ich nie solche Fehler. Ich zog meine Raubzüge immer durch, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen.

Ich erreichte den Schauffellader, mein Herz wummerte in meiner Brust wie ein verstärkter Basssound. Die Verbindung riss ab und ich wusste, dass der Rest der Studenten jetzt auch wieder voll bei Bewusstsein war. Aber hatte er es geschafft, meine Paralysierungsattacke schon vorher abzuschütteln und sich mir an die Fersen zu heften?

Der Lärm der Bauarbeiten dröhnte ununterbrochen weiter. Kein Rufen, keine Pfiffe. Ich spähte hinter dem Reifen des Schauffelladers hervor. Der Junge stand oben an der Rampe und ließ den Blick über den Olympiapark schweifen. Er machte kein Tamtam, schrie nicht um Hilfe oder nach der Polizei. Er schaute einfach nur. Das machte mir noch mehr Angst. Das war einfach nicht normal.

Keine Zeit zum Grübeln. Ich duckte mich in das lange Gras und fand den Pfad platt gedrückter Halme, den ich auf dem Hinweg auf der Wiese hinterlassen hatte. Bald würde ich in Sicherheit sein. In diesem Bereich des Geländes gab es weniger Überwachungskameras und verschiedene schwer einsehbare Stellen, wenn man nur wusste, wo. Ich würde also nicht leicht zu orten sein. Ich konnte noch immer davonkommen.

Ich lag bäuchlings im Gras, legte den Beutel neben mir ab und ließ meinen Kopf für einen Moment zu Boden sacken. Das Adrenalin rauschte mir noch immer durch die Adern wie ein außer Kontrolle geratener U-Bahn-Zug. Mir war schlecht. Ich war angewidert von meiner unprofessionellen Panik und hatte Angst, was als Nächs-

tes passieren würde. Ich hatte keine Zeit, weiter darüber nachzudenken; ich musste hier raus, zurück auf die Straße, und das Zeug loswerden, das ich gestohlen hatte.

Mir fiel wieder ein, dass ich im Besitz von zwei sauteuren Gegenständen war, und ich warf einen prüfenden Blick in den Beutel. Darin fühlte es sich warm an – nein, heiß. Ich steckte meine Hand hinein, um nachzusehen, was da los war – so was von dämlich!

Das Telefon und das iPad gingen in Flammen auf.

Wild fluchend zog ich meine Hand zurück und stieß den Beutel von mir weg. Meine Finger taten höllisch weh und es sah aus, als wäre meine ganze Hand verbrannt. Doch es blieb keine Zeit, mir die Wunden genauer zu besehen, denn jetzt brannte der Beutel lichterloh und schickte Rauchzeichen in den Himmel, die verrieten, wo sich der Dieb befand. Ich rappelte mich hoch und lief blindlings und ächzend vor Schmerzen auf den Zaun zu. Ich musste meine Hand unbedingt mit Wasser kühlen. Es war mir egal, ob mich jemand sah; ich musste einfach nur weg von hier.

Mit mehr Glück als Verstand fand ich die Betonröhre und die Lücke im Zaun. Als ich mich durch das Maschendrahtgeflecht zwängte, blieb ich mit den Haaren hängen und musste fest reißen, um loszukommen – eine Verletzung mehr auf meiner immer länger werdenden Liste. Dann humpelte ich, die zerschundene Hand an der Brust geborgen, quer über das Brachgelände zur U-Bahn-Station Stratford und tauchte in der Menschenmenge auf dem Bahnsteig unter.





Kapitel 2

»Tony, Tony, lass mich rein!« Ich hämmerte mit meiner unverletzten Hand gegen die abgewetzte Brandschutz-
tür auf der Rückseite des Gebäudes der Community;
die Tür ließ sich nur von innen per Druckstange öffnen
und so musste ich warten, bis sich jemand erbarmte und
mich reinließ.

Wie ich es mir schon gedacht hatte, schob Tony heu-
te Morgen als Einziger Wache. Die anderen waren un-
terwegs, um die Reichtümer der Community zu »ver-
mehren«. Ich konnte hören, wie er zur Tür schlurfte,
sein schlimmes Bein schleifte bei jedem zweiten Schritt
über den Boden. Mit einem Rums ließ er sich gegen die
Druckstange fallen und zwang sie auf. Die untere Kante
der Tür schabte über das rissige Betonpflaster.

»Phee, was machst du denn schon so früh wieder zu
Hause?« Er wich ein Stück zurück, um mich durchzulassen,
dann zog er die Tür wieder zu. »Wo ist dein Beutel?
Hast du ihn irgendwo gebunkert?« Tony, ein kleiner Kerl
mit grau melierten Haaren, sonnengebräunter Haut und



Augen wie ein Luchs war für mich in der Community das, was einem Freund am nächsten kam. Vor zwei Jahren hatte er bei dem Versuch, einen Truck in einer Parkbucht in Walthamstow zu knacken, den Kürzeren gezogen, da er nicht bemerkt hatte, dass der Fahrer auf dem Fahrersitz schlief. Der Mann war losgebraust, als er hörte, wie Tonys telekinetische Kräfte am Türschloss zum Einsatz kamen, ohne nach der Ursache des Geräuschs zu schauen. Tony war unter die Reifen geraten und fast gestorben. Seitdem konnte er nur noch einen Arm und ein Bein benutzen, die anderen beiden Gliedmaßen waren zertrümmert und nie wieder richtig verheilt. Den Mitgliedern der Community ist es nicht erlaubt, zum Arzt zu gehen. Laut unserem Anführer müssen wir unsichtbar bleiben.

»Du solltest noch gar nicht zurück sein.« Tony verharrte unentschlossen im Eingangsbereich, als wüsste er nicht recht, ob er mich gleich wieder rauswerfen sollte.

»Ich bin verletzt.«

Er warf einen nervösen Blick über die Schulter. »Aber du stehst noch aufrecht und kannst laufen, Phee ... Du kennst die Regeln!«

Ich hatte für heute die Nase voll vom Mich-durchschlagen-Müssen und meine Augen füllten sich mit Tränen. »Ich kenne die verfluchten Regeln, Tony. Mein Beutel hat sich in Rauch aufgelöst, okay? Und ich hab mich verbrannt.« Ich hielt meine von Blasen übersäte Hand hoch. Ausnahmsweise wollte ich mal Mitleid haben und mir nicht anhören, was meine Pflicht war. »Es tut echt schweineweh.«

